

dargestellt. Es geht um das Verhältnis von staatlicher Pressepolitik und Pressefreiheit, um explizite Zensur und implizite propagandistische Steuerung, um den Stellenwert der Presse für Parteien und politische Kultur, um die großen Trends der Kommerzialisierung und Vertrustung der Medien und der Entstehung neuer Journalismen. Er zeichnet die ökonomischen und technischen Bedingtheiten der Entgrenzung der Massenpresse nach.

Im dritten Abschnitt gilt das besondere Augenmerk den wechselseitigen Beeinflussungen von und durch „repressive Zensur“ einerseits und aktive Kommunikationssteuerung andererseits. Dabei deutet Gossel die US-Propaganda als eher gelungen, die in Deutschland als im Großen und Ganzen gescheitert. Ich weiß nicht, ob ich ihm da folgen kann. Vom Ausgang des Krieges her gedacht, Vertrauensverlust und Revolution erzeugend, folgt auch Gossel dem alten Topos der propagandistisch unbedarften deutschen Militär- und Ziviladministration, der die ungleich effizientere alliierte gegenüberstehe. Eigentlich stellt sich doch eher die Frage, wie es gelang, die Heimatfront trotz Entbehrungen, besonders krass im Hungerwinter, so lange bei der Stange zu halten. Das hängt m. E. auch damit zusammen, dass die Forschung, und ihr folgt der Autor weitgehend, keinen Gedanken an die im Ersten Weltkrieg (auch schon partiell davor, wie später wieder in der NS-Zeit) recht wichtige, aber nur Spurenelemente in den Akten hinterlassende Beeinflussung auf der Ebene persönlicher Ansprache verschwendet – das Institut der ungemein wichtigen Vertrauensmänner. Für die USA hat Gossel die etwas anders gelagerte Ebene der persönlichen Verbindungen zwischen Journalisten und Politi-

kern im Blick, für Deutschland beschränkt sich letztere auf eine weitere Darstellung des „Systems Hammann“.

Das vierte Hauptkapitel vergleicht den Einfluss von Hearst und Hugenberg. Beide werden synchron, aber nacheinander statt verschränkt, abgehandelt, beginnend mit dem biographischen Hintergrund, über den Aufbau der publizistischen Machtstellung, bis zu den letztlich gescheiterten Versuchen, direkt Politik zu betreiben. Die Hauptkapitel II bis IV werden jeweils von „Schlussfolgerungen“ abgeschlossen. Dem Rezensenten wären Zusammenfassungen lieber gewesen, insbesondere wenn stattdessen ein großes, abschließendes Kapitel „Schlussfolgerungen“ das Resümee zur gesamten Untersuchung gezogen hätte.

Insgesamt lässt sich positiv resümieren: Die Arbeit ist sehr detailreich, passagenweise geradezu zahlenverliebt. Dennoch liest sie sich gut und ist als solide, komparatistische Studie empfehlenswert.

**Barbara Lüthi: Invading bodies. Medizin und Immigration in den USA 1880–1920 (= Studien zur historischen Sozialwissenschaft, Bd. 33), Frankfurt am Main: Campus Verlag, 2009, 397 S.**

Rezensiert von  
Benedikt Brunner, Münster/Ochtrup

Im Zentrum der Baseler Dissertation von Barbara Lüthi, die 2009 in leicht überarbeiteter Fassung im Campus Verlag erschienen ist, steht das Verhältnis von Me-

dizin und Immigration. Der Fokus liegt dabei auf den Jahren 1880–1920, sicherlich eine Hochphase der Immigration in die USA, die sowohl die Anzahl der Immigranten wie auch deren Herkunftsländer betreffend eine neue Qualität der Einwanderung mit sich brachte.<sup>1</sup>

Lüthi analysiert Medikalierungsprozesse von Immigration, was eine grundlegend neue Perspektive bedeutet. Bisherige Forschungen zum Verhältnis von Medizin und Immigration nahmen bislang eher nur die naheliegenden Gebiete wie Eugenik oder eben die der Medizin (im Sinne eines wissenschaftsgeschichtlichen Ansatzes) in den Blick. Auf innovative und sehr anregende Weise verbindet Lüthi die Bereiche der Geschichte der Medizin, Körpergeschichte und Immigrationsgeschichte miteinander; das Ergebnis wird sicherlich zu weiteren Forschungen anregen. Als Ort ihrer Analyse hat sie Ellis Island gewählt, wo ihrer Ansicht nach der Prozess der Medikalisierung am konzentriertesten aufgetreten ist.<sup>2</sup> Methodisch wählt sie ihren Zugang über die Machtanalysen Foucaults, der einen engen Zusammenhang zwischen Macht und Wissen konstatiert hat. Insgesamt ist ihr methodisch-theoretischer Analyseansatz überzeugend, weil undogmatisch; die Analyse der Diskurse hat einen Fokus auf politische und soziokulturelle Diskurse, wodurch die Forschungsarbeit einen deutlichen Mehrwert im Vergleich zur – ebenfalls hervorragenden – Studie von Amy Fairchild erlangt.<sup>3</sup> Lüthi arbeitet sehr deutlich heraus, welche Macht (medizinisches) Wissen im Vorgang der Migration auf Ellis Island bedeutete.

Nachdem sie ihr begriffliches Instrumentarium klärt (Migration, Grenzen, Körper, Krankheiten, Reinheit), zeichnet Barbara

Lüthi im ersten Analyseteil „The Invading body“ überzeugend den populärwissenschaftlichen Diskurs über den Zusammenhang von Immigration und der Gesundheit der Nation bzw. der Gefährdung eben dieser nach. Im Zuge der „new immigration“ wurden nahezu alle Aspekte, die mit diesen Einwanderern zusammenhingen, negativ konnotiert; man sah die Einwanderung als Gefahr für die „Reinheit des Blutes“ an, und die in den Städten lebenden Immigranten wurden als Ursache für eine angebliche „Degeneration“ angesehen sowie diese Form der Immigration insgesamt als „Katastrophe“. Es gab hier frappierende Ähnlichkeiten zur Debatte in Deutschland um die vermeintliche Gefährdung des deutschen „Volkskörpers“.<sup>4</sup> Dieser sich hier auf diskursiver Ebene andeutenden Angst vor „schlechter“, „ungesunder“ und somit „gefährlicher“ Immigration begegnete der amerikanische Staat durch detaillierte Untersuchungen von Ärzten, den „medical officers“. Deren institutioneller Hintergrund sowie der Rahmen und die grundsätzlichen Arbeitsweisen dieser Beamten stehen im Mittelpunkt des zweiten Teils, „The screened body“. Zentral war hierfür der United States Public Health Service (USPHS), aus deren Reihen sich der elitäre Kreis von „medical officers“ ausschließlich rekrutierte. Lüthi erörtert hier die Einrichtung dieser Institution und deren Vorgehensweise. Insbesondere der schon im Habituellen nachzuweisende Unterschied zwischen dem „beobachtenden“ Körper des „medical officers“ und den „beobachteten“ Körpern der Immigrantinnen und Immigranten verdeutlicht, wie spannungsreich dieses in höchstem Maße machtbezogene Verhältnis gewesen ist. Im dritten Teil

wird die enge Verbindung von Rassismus und Medizin anhand des „Jewish body“ dargestellt. Die angebliche Neigung zu Geisteskrankheiten, die man den (ost-) jüdischen Migranten unterstellte, führte zu sehr hohen Ablehnungsraten in dieser Einwanderungsgruppe. Erstaunlich ist, wie groß der Einfluss persönlicher Eindrücke der „medical officers“ auf die sich hier – nicht nur in Bezug auf die jüdischen Migranten – vollziehende Pathologisierung war. Gleichwohl waren die medizinischen Beamten angehalten, sich an die politischen Vorgaben zu halten, die oftmals die Quoten bewusst niedrig hielten. Eine wichtige Rolle spielen in diesem Zusammenhang die in den USA existierenden jüdischen Lobbygruppen, die sich intensiv bemühten, der Diskriminierung Abhilfe zu schaffen und die Einreisemöglichkeiten für Juden zu erleichtern. Der Versuch, den antisemitischen Diskurs aufzubrechen, gelang aber nur zum Teil, da die „Ostjuden“ auch unter Vorurteilen der amerikanischen Juden zu leiden hatten. Ein Teil der Debatte drehte sich um die Frage, ob es sich bei den Juden um eine „reine Rasse“ handele, und aus diesem Grund nahm man zur „wissenschaftlichen“ Klärung dieser Fragen Körper- und Schädelvermessungen vor. Lüthi wirft in diesem Kapitel einen sehr anregenden Blick auf den amerikanischen Antisemitismus, wobei die Vorstellung von einer jüdischen „Rasse“, ins Positive gewendet, auch von jüdischen Gelehrten energisch aufgegriffen worden ist. Im vierten Abschnitt „The pathological body“ verdeutlicht die Autorin dann, dass von den Pathologisierungsprozessen nicht nur die ostjüdischen Immigranten betroffen waren. Anhand der Beispiele schlechter Körperhaltung („poor physique“) und

der Augenkrankheit Trachom zeigt sie, welche konkreten Probleme bei der Diagnose dieser Krankheiten bestanden und inwiefern rassistische Vorurteile hierfür als Katalysator dienten. Sie stellt anhand einzelner Beispielfälle, in denen es zu Gerichtsverhandlungen kam, die schwierigen Debatten und diskursiven Aushandlungen über die „standard physique“ eindrücklich dar. Die Diskurse über den „normalen“ Körper kamen im Untersuchungszeitraum der vorliegenden Studie zu keinem Ende, auch wenn eine gewisse Tendenz zur Professionalisierung während der „Progressive Era“ zu konstatieren sei. Es liegt jedoch nahe, dass „standard physique“ meist als „weiß“ zu verstehen ist und Rassismus eine gewichtige Rolle in den diskriminierenden Praktiken spielte.

Insgesamt ist die Lektüre nicht nur überaus anregend sondern auch in hohem Maße lehrreich. Insbesondere die Verknüpfung der Diskurse, die Lüthi abschließend vornimmt, die wechselseitigen Beziehungen zwischen „Reinheit und Nation“, „Körper und Krankheiten“ sowie „Grenzen und Migration“ zeigt die große Anschlussfähigkeit dieser auch theoretisch auf höchstem Niveau erarbeiteten Studie. Sie veranschaulicht vor allem den sich auf unterschiedlichen Ebenen vollziehenden Kampf um „agency“ im Sinne von Handlungsspielräumen und revidiert das bisherige Bild der Forschung, das den Handlungsspielräumen der Immigranten/innen doch meist eine nur sehr untergeordnete Rolle beigemessen hatte. Beeindruckend ist ferner, wie souverän Lüthi die schwierige Quellenlage gemeistert hat.

Es ist zu hoffen, dass die Verbindung verschiedener Forschungsrichtungen wie der

Medizin-, Immigrations-, Körper-, und Kulturgeschichte Schule machen wird.<sup>5</sup>

Anmerkungen:

- 1 Vgl. Susan F. Martin, *A Nation of Immigrants*, Cambridge 2011, S. 105; Paul Spickard, *Almost All Aliens. Immigration, Race, and Colonialism in American History and Identity*, New York 2007, S. 171-226.
- 2 Vgl. Vincent J. Cannato, *American passage. The history of Ellis Island*, New York 2009.
- 3 Amy L. Fairchild, *Science at the Borders. Immigrant Medical Inspection and the Shaping of the Modern Industrial Labor Force*, Baltimore 2003.
- 4 Vgl. Moritz Föllmer, *Der „kranke Volkskörper“. Industrielle, hohe Beamte und der Diskurs der nationalen Regeneration in der Weimarer Republik*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 27 (2001), S. 41-67.
- 5 Vgl. Barbara Lüthi, *Kommunikationsraum Ellis Island*, in: Peter Becker (Hrsg.), *Sprachvöllzug im Amt. Kommunikation und Verwaltung im Europa des 19. und 20. Jahrhunderts*, Bielefeld 2011, S. 185-208.

**Jürgen Mothes: Lateinamerika und der Generalstab der Weltrevolution! Zur Lateinamerika-Politik der Komintern.** Hrsg. von Klaus Meschkat, Berlin: Karl-Dietz Verlag 2010, 264 S.

Rezensiert von  
David Mayer, Wien

Die historische Kommunismusforschung ist seit Anfang der 1990er Jahre ein weites Feld der Zeitgeschichte, bis heute ist ihr eine hohe politische Brisanz eigen. Im öffentlichen Diskurs herrscht das Totalitarismusparadigma vor, immer wieder finden auch alarmistische Verbrechen Geschichten

große Aufmerksamkeit. Der Ruf vieler Forscher und Forscherinnen nach einer Historisierung des Kommunismus ‚im Plural‘ findet weit weniger Beachtung. Zu dieser Vielgestaltigkeit des Phänomens gehört auch dessen transnationale Dimension – sowohl der politischen Herrschaftspraktiken als auch der Bewegungen. Eines der vielen Themengebiete ist hier die kommunistische Internationale (Komintern, 1919–1943), die zu Beginn eine Ausweitung der Oktoberrevolution ermöglichen sollte, später zu einem Mittler des Stalinisierungsprozesses kommunistischer Parteien wurde und sich schließlich in ein Instrument der großmächtigen Außenpolitik der Sowjetunion verwandelte. Ein Gebiet, das wie prädestiniert erscheint für Perspektiven, in denen Transfers, Austausch und raumübergreifende Verbindungen in den Mittelpunkt rücken. Lange Zeit spielte in der Historiographie zur Komintern ein intellektueller Typus eine bedeutende Rolle, der in der historischen Kommunismusforschung insgesamt heute fast völlig verschwunden ist: dissidente und ehemalige Kommunisten sowie Linksinтеллектуelle, die ihre Sympathien für radikale und grenzüberschreitende Projekte zur Gesellschaftsveränderung nicht verhehlen wollen und zugleich die reale kommunistische Praxis, zumindest ab einem bestimmten historischen Zeitpunkt, äußerst kritisch beurteilen. Für die meisten von ihnen steht der Stalinismusbegriff im Zentrum ihrer Analysen.

So auch für Jürgen Mothes, den aus der DDR kommenden Historiker, der sich auf die Beziehung der Komintern zu Lateinamerika und ihre dortigen Aktivitäten spezialisierte, bis 1989 bei Reisen und Interpretationen nur wenig Bewe-